

## Kapitel 1

**S**omian hasste es, zu warten. Ungeduldig schritt er auf und ab, setzte sich auf seinen Thron, trommelte mit langen, schwarzen Fingernägeln auf den Armlehnen aus poliertem Mahagoni und sah immer wieder auf die kleine, silberne Taschenuhr. Noch zehn Minuten. Er würde Arcane noch zehn Menschenminuten geben, dann war seine Geduld am Ende. War es ein Fehler gewesen, dem Magus zu vertrauen? Auf seine Schuld zu bauen?

Rastlosigkeit zwang Somian wieder auf die Beine. Sein schwarzes Gewand glitt hinter ihm über die dunkle Grafitreppe seines Palastes, verwischte mit den Stufen zu dunklem Nebel.

Er war Kelda so nahe, er konnte bereits den Duft ihrer Haare riechen, ihre zarte Haut auf seinen Lippen schmecken. Sie war eine starke, alte Maga, doch Arcane, um so viele Monde älter als sie, sollte keine Probleme damit haben, sie zurückzuholen.

Warum also dauerte es so lange? Es war fast Nacht in der Menschenwelt.

Doch die Nacht war seine Domäne. Er würde dem Magus in den Wald außerhalb von Iantos folgen. In den Grenzwald, wo Kelda sich heute mit dem Träumenden treffen wollte, in dessen Traum Somian sie in der letzten Nacht gesehen hatte. Dort hatte er den Magus hingeschickt: mit einem Schlaftrunk, um Kelda zurück ins Reich der Träume zu holen, denn nur hier hatte er Macht über sie. Darum musste er auch besonders vorsichtig sein, wenn er sich gleich auf den Weg machte. Falls sie ihn sah, würde sie sofort verschwinden.

Oder hatte sie Arcane bereits durchschaut? Vielleicht war Somian auch einfach zu ungeduldig. Möglicherweise war Kelda gar nicht dort und der Magus noch auf der Suche nach ihr. Doch konnte sich Somian wirklich sicher sein, dass Arcane seinen Auftrag ausführte? Der Magus war ihm so lange entwischt, hatte sich zu oft unerlaubt Zutritt in die Traumwelt, in die Träume anderer Menschen, verschafft. Somian konnte – *durfte* – sich nicht darauf verlassen, dass Arcane diese Vereinbarung – Kelda für sein Leben – würdigen und einhalten würde.

Somian öffnete seine Augen in der wachen Welt, erhob sich mit wackeligen Knien aus seinem provisorischen Bett, stützte sich gegen die kalte Erdwand und kroch aus seiner kleinen Höhle oberhalb einer steilen, kreideweißen Klippe. Einhundert Meter unter ihm brachen nachtschwarze Wellen in einem langsamen, beständigen Rhythmus gegen die Felsen. Somian rief einen seiner Mahre zu sich, schwang sich auf dessen sich stetig windenden und wandelnden Rücken und ließ sich von ihm davontragen: Richtung Grenzwald, zu Arcane, zu Kelda.



Nyrcolas' Arme schmerzten, er konnte seine Hände nicht mehr spüren und seine Augen trännten von der eiskalten Luft, die ihm unentwegt entgegenblies. Trotzdem war das Fliegen unglaublich toll. So leicht und frei hatte er sich noch nie gefühlt. Und was er alles sah! Nie hätte er es für möglich gehalten, dass es so viel gab: so viele Bäume, so viel Wasser und so viel Himmel. Über seinem Kopf hörte er das Flügelschlagen des großen Raben und des kleinen Drachen, die ihn fest in ihren Krallen hielten. Gerade gab die Maga in Vogel-

gestalt Rhys die Anweisung, das Dorf, das Nyrcolas am immer dunkler werdenden Horizont erkennen konnte, großräumig zu umfliegen und auf einem Feld in der Nähe des Waldrandes zu landen. Iantos, die große Stadt, in der Nyrcolas gelebt hatte und welche bis vor Kurzem alles war, was er kannte, hatten sie schon lange hinter sich gelassen, genauso wie den Fluss, dem sie zu Beginn gefolgt waren. Nun neigten sich die Köpfe seiner beiden fliegenden Freunde und in weiten Kreisen näherte sich das Trio dem dunklen Braun des Ackers unter ihnen.

Die Landung war weniger elegant. Kelda und Rhys flogen zu schnell zu tief, sodass sie Nyrco nicht sanft absetzen konnten, sondern dieser einige Schritte stolpernd über das Feld hüpfte, bis die beiden Tiere ihn schließlich losließen und er nach vorne stürzte. Doch er fiel weich: Seine Knie und Hände sanken in die kühle, frisch umgegrabene Erde. Ein paar Meter weiter landete sein Drache, nur um, ausgehungert von dem langen Flug und der schweren Last, sofort wieder aufzuspringen, einer Amsel hinterher, die gerade einen dicken Regenwurm aus dem Boden gezogen hatte.

Nachdem er einen weiten Kreis über das Feld geflogen war, kam schließlich auch der große Rabe neben Nyrcolas zur Landung. In einer fließenden Bewegung, die keine zwei Sekunden dauerte, streckte sich der schwarze Körper, die Federn zogen sich unter die Haut zurück oder wurden zu Kleidung und Haaren und die Flügel schrumpften zu Armen; nur die Augen blieben groß und schwarz. Kelda wischte sich mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn und stapfte durch die lockere Erde zu Nyrcolas, welcher sich aufgesetzt hatte und seine tauben Arme rieb.

»Komm«, sagte die Maga gehetzt mit heiserer Stimme und reichte Nyrco ihre Hand. Dieser zuckte aus Gewohnheit

zurück, doch erinnerte sich sogleich daran – wie könnte er es auch vergessen –, dass er vor Keldas Berührung keine Angst haben musste. Sie hatte nicht nur keine Monster, sie zu berühren war auch nicht verbunden mit einer Flut aus Erinnerungen – Gefühlen, Wahrnehmungen und Bildern –, wie es bisher bei fast allen anderen Menschen der Fall gewesen war. Wenn er die Maga berührte, fühlte er nur ihre Haut, mal kalt, mal warm, hier rau, dort zart.

Lächelnd nahm er Keldas Hand und ließ sich von ihr hochziehen.

»Wohin gehen wir?«

»Heute Nacht bleiben wir hier. Ich habe unweit eine Scheune gesehen, in der wir übernachten können. Morgen gehen wir zu Fuß weiter. Nach Hause.«

»Wo ist dein Zuhause?«

»In der Nähe von ... Aber das wird dir nichts sagen. Mein Zuhause ist in den Bergen, einige Flugtage von hier. Doch zu Fuß ... vielleicht eine Woche oder mehr. Ich weiß es nicht.«

Sie hatten den Waldrand erreicht, wo der Boden ebener und fester war. Mit der untergehenden Sonne im Rücken folgten sie ihren langen Schatten auf einem Pfad, der zwischen den Bäumen und dem Acker entlangführte.

»Und du willst, dass ich mit dir komme?«

Nyrcolas' Frage schien Kelda genauso zu überraschen wie ihn selbst. Es lag etwas Trotziges darin, etwas Widerstrebendes.

»Möchtest du nicht?«, fragte die Maga.

Doch Nyrcolas wusste nicht, was er wollte.

Es war alles so schnell gegangen: Ben, die alte Fabrik, die Flucht auf dem unterirdischen Fluss hinaus aus Iantos in den Wald. Das Zauberritual, das Kelda und Ben durchgeführt hatten, dann der Kampf mit den Eisaugen.

Und dann: Bens Tod.

Arcane war auch tot.

Aber Ben war nicht wirklich tot, oder? Die Person, die Nyrcolas als Ben gekannt hatte, hieß eigentlich Niika. Niikas Seele hatte in Bens Körper gelebt, aber nun war Niika wieder frei und irgendwo da draußen. Kurz war Niika auch in ihm gewesen, Niikas Seele in Nyrco's Körper. Das hatte er gespürt. Es war ein schreckliches Gefühl gewesen. Aber Kelda hatte Niika vertrieben und jetzt war Niika – irgendwo.

Es war sehr verwirrend.

Nyrcolas wusste nicht, was er fühlen sollte. Einerseits trauerte er um Ben, um seinen ersten menschlichen Freund, und wollte ihn zurück, andererseits fürchtete er sich vor Niika und hoffte, dass sie sich nie wieder begegnen würden.

Und Kelda? Er kannte sie erst seit wenigen Tagen und sie war eine Maga.

*Magi sind böse. Sie müssen vernichtet werden.*

Aber war er nicht selbst ein Magus? Waren Ben und Arcane nicht davon überzeugt gewesen?

*Kelda ist nicht dein Freund. Sie will dir wehtun. Dich töten. Dich fressen.*

Nein, Kelda war nicht böse. Sie hatte ihn beschützt, vor den Kontrolleuren und vor Niika. Außerdem konnte sie sich in Vögel verwandeln und Rhys mochte sie: Wenn Rhys Kelda vertraute, dann konnte Nyrco es auch.

Aber wollte er mit ihr gehen?

Der kleine Drache und er, sie waren bisher sehr gut alleine klargekommen. Sie hatten keine anderen Menschen gebraucht, sie sogar gemieden. Meiden müssen. Trotzdem war sie schön gewesen, die kurze Zeit, die Nyrcolas mit Ben und Arcane verbracht hatte, und er hatte viel von ihnen gelernt. Aber auch Kelda wollte ihm helfen: Sie wollte ihm beibringen, mit

seinen magischen Fähigkeiten umzugehen. Außerdem war da wieder diese Sache, dass Kelda anders war als die meisten Menschen. Dass er nur sich selbst spürte, wenn er sie berührte.

Und sie hatte keine Monster ...

»Doch. Doch, ich möchte.«

Ihr Lächeln war wunderschön. Es erinnerte ihn an weiche Baumwolle und den Geruch von Zitronen.



Es war stockfinster im Wald, eine Wohltat für Somians Augen. Er glitt durch den substanzlosen Körper seines Mahres auf den Boden und seine nackten Zehen tauchten in etwas Nasses, Klebriges.

Blut.

Somians Blick wanderte ruhig über die am Waldboden liegenden Leichen, während er zwischen ihnen hindurchschritt. Ein dürrer Fuchs nagte an einem herausgerissenen Menschenherzen, aber ließ sich nicht durch ihn aus der Ruhe bringen, ganz anders als die Schwärme von Fliegen, die aufstoben, sobald Somians schwarzer Umhang vorbeirauschte, nur um sich sofort wieder auf den klaffenden Wunden niederzulassen oder in Mund- und Augenhöhlen zu kriechen.

Der Magus lag ziemlich am Rand der kleinen Lichtung neben der Leiche eines jungen Mannes. Er lag auf dem Rücken, die Beine unter seinem Körper eingeklappt, die Augen geschlossen, doch der Mund weit offen, ein letzter Schrei stumm auf seinen grauen Lippen.

War dies Keldas Werk?

Die meisten der anderen Toten trugen die schwarzen Anzüge der Menschenregierung. Somian bückte sich, drehte den

Kopf einer jungen Frau nach vorne und schob das Lid ihres linken Auges nach oben. Es hatte schon begonnen, milchig-matt zu werden, doch das helle, eisige Blau stach noch immer auffällig hervor.

*Kontrolleure.*

Hier hatte ein Kampf zwischen Magi und Kontrolleuren stattgefunden.

Jetzt hatten seine Bewegungen nichts mehr von königlichem Schreiten oder lautlosem Gleiten. Hastig eilte er von einer Leiche zur nächsten. Sekunden später: Erleichterung. Keldas Körper war nicht unter ihnen. Und dennoch: Sie war ihm wieder entwischt. Viel lieber hätte er sie hier gefunden, verletzt, doch am Leben – gerade so –, wehrlos, hilflos, sich dankbar in seine Arme schmiegend, wenn er sie davontrug. Nach Hause.

Nun kochte Wut in ihm auf. Der Magus hatte versagt!

In wenigen Schritten war er zurück bei Arcanes Leiche, durchsuchte seine Kleidung, fand erst nichts, dann unweit am Boden einen Schnipsel Pergament: ein Auge, ein Mundwinkel, wohlbekannt, geliebt, begehrt – die Reste einer Porträtzeichnung, die er von Kelda angefertigt hatte. Vom Schlaftrunk keine Spur.

War Kelda also hier gewesen?

Wieder sah Somian sich um, doch nirgends eine verräterische schwarze Feder, ein zierlicher Fußabdruck oder ein Fetzen ihrer Bluse, der nach ihr duftete.

Er war ihr so nahe gewesen dieses Mal. So nahe. Und jetzt?

*Wo bist du jetzt?*

## Kapitel 2

**E**ine langbeinige, braune Spinne hatte ihr Netz zwischen zwei dünne Zweige gespannt, die beinahe waagrecht aus dem dicken Stamm einer knochigen Ulme wuchsen und bis fast über das mickrige Feuer reichten, das, umringt von kleinen und mittelgroßen Steinen, am Waldboden brannte. Schon die dritte Motte hatte sich, angelockt von den hellen Flammen, in den klebrigen Fäden verfangen. Je stärker sie zappelte, desto mehr verfang sie sich, desto fester hielt das Netz sie. Jetzt kam die Spinne, gerade fertig mit dem Einspinnen der letzten Motte, auf ihrem geheimen, nur ihr bekannten Pfad aus nicht klebrigen Fäden herbeigeeilt. Flinke Beinchen packten das zappelnde Insekt und im Nu hing es leblos, still, in einem weißen Kokon. Nun schnappte sich die Spinne ihre gut verpackte Beute und trug sie davon, zu einer anderen Stelle, ihrer Vorratskammer.

Rick stocherte mit einem Zweig in dem kleinen Lagerfeuer herum, das er dank eines alten Feuerzeuges, welches er am Wegrand gefunden hatte, diese Nacht hatte machen können. Er hatte sein Handy danebengelegt in der Hoffnung, die Wärme würde das Wasser verdampfen lassen und dem Gerät neues Leben einhauchen. Doch selbst wenn es nicht komplett kaputt war: Der Akku war auf jeden Fall leer.

Sein Magen knurrte, aber im Gegensatz zur glücklichen Spinne kam für ihn kein Abendessen angefliegen. Alles, was er an diesem Tag an Essbarem zu sich genommen hatte, waren ein paar bittere Löwenzahnblätter und -wurzeln gewesen. Immerhin regnete es nicht und das Feuer machte den Wald ein kleines bisschen heimeliger, auch wenn er es nicht



brauchte, um nicht zu frieren. Die Nacht zuvor hatte er überhaupt nicht geschlafen, sondern hoch oben in den Ästen eines ziemlich klebrigen Nadelbaums immer ein Auge auf Bens Unterschlupf gehabt. Er wollte auf gar keinen Fall verpassen, wenn die beiden Jungs weiterzogen, in der Hoffnung, dass sie ihn irgendwann zurück in die Zivilisation führen würden. Er schätzte Ben nicht gerade als Camping-Fan ein. Außerdem fanden sie vielleicht Essen ... Wenigstens waren die jungen Triebe des Nadelbaums einigermaßen genießbar gewesen.

Wieso war er bloß Ben und Iusta Ponds Kontrolleuren durch die Kanalisation gefolgt? Er hätte Varena und Huug einfach ihren Job machen lassen und zurück zum Hotel gehen sollen. An ihrem schlussendlichen Versagen hatte er schließlich auch nichts mehr ändern können.

Lächerlich, dass er sich einmal in die Begrenztheit der Hauptstadt mit ihren Zäunen und Mauern – *der Mauer* – zurückwünschen würde. Doch tat er das wirklich? Weshalb war er dann noch hier, mitten im Nirgendwo, und nicht zurückgekehrt?

*Weil ich nicht kann*, sagte Rick sich immer wieder. *Varena und Huug sind tot. Pond hat sie auf meinen Anruf hin zur Fabrik geschickt. Sie wird mich für ihren Tod verantwortlich machen.*

Unweigerlich sah er Varennas eingedellten, blutenden Kopf im geisterhaft blauschimmernden Wasser vor sich und dann: Ben. Bens leere Augen, sein blutiger Pulli.

Rick schüttelte ungeduldig den Kopf.

Es war nicht seine Schuld. Nicht wirklich. Er hatte ihn ja sogar warnen wollen!

Sein Magen knurrte laut. Er hatte schon Kopfschmerzen vor Hunger. Doch mit diesen Kopfschmerzen konnte er leben. Sie waren nichts im Vergleich zu denen, die nur mit *Ma-*

*geia*, einer magischen Droge, gelindert werden konnten. Zum Glück hatte ihm Varena ein bisschen mitgebracht. Zum wiederholten Mal tasteten seine Finger nach dem kleinen Plastiktütchen in seiner Tasche, das wie durch ein Wunder auf der nassen Reise aus Iantos hinaus dichtgehalten und das kostbare, bunt schimmernde Pulver geschützt hatte. Auch wenn er hier draußen, weit genug von den Menschen und ihren Wünschen und Verlangen entfernt, das *Mageia* nicht brauchte, flüsterte es immer wieder zu ihm, wisperte verführerisch, lockte ihn: Es könnte ihm beim Einschlafen helfen, ihn die Ereignisse und Bilder der letzten Stunden vergessen lassen. Es versprach sogar, seinen Hunger zu stillen.

Doch Rick hatte nicht vor, für immer in diesem gottverlassenen Wald zu bleiben. Vorfahren und Elfengene hin oder her. Er wollte ein normales Leben führen mit Fast Food, Toiletten, Internet und Handys ohne Wasserschaden. Mit Computerspielen, Serien-Marathons, Bier und Schokolade. Er musste zurück in die Zivilisation und dafür brauchte er den Rest *Mageia*, musste es aufsparen, bis er neues kaufen konnte. Geld hatte er immerhin genug.

Er hatte wirklich, wirklich großen Hunger.

Ob diese Pilze dort unter den Bäumen essbar waren?

Wenn er wenigstens jagen könnte. Oder Fallen stellen. Aber dann müsste er das Tier ja auch töten. Häuten. Aufschlitzen. Ausweiden. Schon der Gedanke daran reichte aus, um seinen Hunger in Übelkeit zu verwandeln. Vielleicht war das ja ein guter Trick? Er konnte sich so lange extrem widerliche Dinge vorstellen, bis er einschlief. Morgen, im Tageslicht, würde er sich dann auf den Weg zur nächsten Stadt machen.

Es half nichts. Selbst an Ben zu denken, tot, half nicht, seinen Hunger zu verdrängen. Es erinnerte ihn vielmehr an Pizsaessen. Schließlich löschte Rick das Feuer und stand auf. Er

hatte keine Ahnung, wo die nächste Siedlung war, doch er wusste, wo die nächsten Menschen waren. Vielleicht hatten Ben und seine Freunde oder ihre Gegner irgendetwas Essbares bei sich gehabt. Das brauchten sie jetzt schließlich nicht mehr und warum sollte Rick es den tierischen Waldbewohnern überlassen, welche Futter im Überfluss hatten?

Den Weg zurück zur Lichtung fand Rick trotz Dunkelheit ohne Probleme. Schon bald war der Gestank von Blut und Fäkalien so stark, dass Rick einige Male trocken würgen musste. Er zog den Ärmel seines Sweaters über seine Hand und hielt ihn über Mund und Nase. Sein Atmen war heiß und feucht und er bekam kaum Luft, doch es war besser, als *das* zu riechen.

Sobald die Bäume sich lichteten, konnte Rick die Füße der ersten Leiche auf dem dunklen Waldboden erkennen – weiße Sneakers: Bens Körper lag noch immer an derselben Stelle, an der Rick ihn zurückgelassen hatte, als er Hals über Kopf in den Wald geflohen war. *Irgendwie bescheuert*, dachte er, *dass mich das wundert. Wo soll Bens Leiche auch hin?* Oder hatte er erwartet, dass wilde Tiere sie ins Unterholz gezerzt hatten?

*Vielleicht sollte ich ihn begraben.*

*Schwachsinn.* Was, wenn er dabei gesehen wurde? Wenn er Spuren hinterließ? Er konnte sich auch gleich der Polizei stellen und ein umfassendes Geständnis abliefern, dass er all diese Menschen auf der kleinen Lichtung im Grenzwald getötet hatte.

*Essen. Ich muss Essen finden. Und zwar schnell, bevor jemand kommt.*

Gerade hatte er sich soweit zusammengerissen, um die Lichtung zu betreten, als er etwas hörte, das ihn in seiner Bewegung erstarren ließ. Erst dachte er, es wäre nur das Rauschen des Windes, doch es fühlte sich falsch an, beinahe be-

drohlich, noch bevor er realisierte, dass es so gut wie windstill war und sich die Bäume kaum bewegten. In der nächsten Sekunde stand ein dürrer Mann mit langen, schwarzen Haaren, blauschwarzer Haut und einem schwarzen, bodenlangen Umhang inmitten der Toten. Rick gelang es gerade noch, sich zurück in die Büsche zu flüchten. Er konnte weder das Gesicht des Fremden sehen noch dessen Wünsche wahrnehmen, was merkwürdig war, dennoch überkam ihn ein starkes und ebenso unerklärliches Gefühl der Abneigung. Wer war dieser Mann? *Was* war er? Und was wollte er? Letzteres wurde schon nach Kurzem ersichtlich: Er schien zwischen den Toten nach etwas oder jemandem zu suchen. Nach wenigen Minuten verschwand er jedoch wieder, ohne etwas mitgenommen zu haben. Abermals war dieses merkwürdige Rauschen zu hören und Rick erschauerte unwillkürlich, dann war der Mann fort. Spurlos mit der Dunkelheit verschmolzen. Oder hatte er sich einfach in Luft aufgelöst? Vielleicht war er davongeflogen. Das, was Rick für einen Umhang gehalten hatte, hätten gewiss auch Flügel sein können. Sicher konnte er sich bei den schlechten Lichtverhältnissen nicht sein.

Erst nach zehn Minuten, als Rick überzeugt davon war, dass der Fremde fort war, wagte er sich selbst auf die Lichtung. Seine Beine schmerzten vom regungslosen Kauern und er musste sie ein paar Mal kräftig schütteln, dennoch hatte er das Gefühl, wie auf Eiern zu gehen, als er schnell zwischen den Toten hindurchlief und nach Dingen Ausschau hielt, die Nahrung beinhalten konnten. Rick versuchte, dabei nicht zu Ben zu schauen, doch egal, wohin er blickte, der leblose Körper des Jungen zwang sich immer wieder über Ricks Augenwinkel in sein Sichtfeld. Schließlich trat er doch zu ihm.

*Irgendwie sieht er ganz anders aus*, dachte Rick, als er auf den

Leichnam herabblickte. Aber wahrscheinlich traf das auf alle toten Menschen zu.

Von den anderen erkannte er niemanden wieder. Die meisten waren Kontrolleure in schwarzen Anzügen, denen er keine Beachtung schenkte. Außer Ben gab es nur eine Person in ziviler Kleidung: eine Frau mit kurzen Haaren in Jeans und rotkariertem Hemd, doch ihr Gesicht war ihm fremd. Von dem Drachenjungen und der Maga fehlte jede Spur. Sie schienen überlebt zu haben.

Nun fiel es Rick schwer, seinen Blick von Ben loszureißen.

»Tut mir leid«, murmelte er nach großer Überwindung. Er ging neben Bens Leiche in die Hocke, strich ihm mit dem Rücken seiner Finger über die eiskalte Wange und beugte sich hinunter, um Bens Stirn zu küssen, konnte sich dann aber doch nicht überwinden.

Könnte er zaubern, hätte er Ben doch gerne begraben. Die Vorstellung, dass sein Körper hier offen herumlag und bald von allerlei wilden Tieren angenagt und auseinandergerissen wurde, behagte Rick nicht. Hoffentlich würde ihn bald jemand finden. Bei der Anzahl von toten Kontrolleuren, die spätestens am nächsten Morgen vermisst wurden, würde es bestimmt nicht lange dauern, bis jemand die Leichen fand. Er sollte sich wirklich beeilen und so schnell es ging verschwinden.

Endlich riss sich Rick von Ben los und suchte mit brennenden Augen weiter nach Proviant, bis er nur wenige Meter entfernt an einen Baumstamm gelehnt Bens große, schwarze Sporttasche fand. Er hatte sie die ganze Zeit für einen Felsen gehalten, bis ihm der glänzende Reißverschluss aufgefallen war. Gierig riss er ihn auf und wühlte in der Tasche herum, bis seine Finger zwischen all der Kleidung, Drogerieartikeln und Kleinkram auf eine knisternde Plastikverpackung stießen.

*Yes!*

Schokokekse waren ja so schon sehr geil, aber in dieser Nacht schmeckten sie Rick besonders gut. Doch er schob sich nur zwei davon in den Mund, gleichzeitig, bevor er den Reißverschluss wieder zuzog und die Tasche schulterte.

*Nichts wie weg von hier.*

Rick stakste durch den Wald, bis seine Beine ihn nicht mehr weitertragen wollten und er sich einen Schlafplatz suchen musste. Obwohl ihn immer wieder Bens blasses, lebloses Gesicht einholte, sobald er die Augen schloss, fiel sein ausgelaugter Körper rasch in einen tiefen, doch viel zu kurzen Schlaf.

### Kapitel 3

**E**rschöpft sank Kelda ins Stroh und erlaubte sich, ein paar Sekunden lang die Augen zu schließen. Auf dem Heuboden über ihr raschelte und quiekte es: Rhys war sofort auf die Jagd nach Mäusen gegangen, sobald sie die Scheune betreten hatten. Das Wohnhaus war nicht weit entfernt, weshalb sie leise sein mussten, doch solange man nur tierische Geräusche hörte, waren sie hoffentlich sicher davor, entdeckt zu werden. Sorgen machte sie sich sowieso nicht um sich selbst, sondern um Nyrcolas, der offenbar wenig Erfahrung mit Menschen hatte und sich nicht an sein Leben vor Iantos erinnern konnte. Doch auch wenn sie sich sicher war, dass der Junge große Angst vor dem Unbekannten hatte, das ihn hier draußen erwartete, bewunderte sie den Mut und die Stärke, mit welchen er die vergangenen traumatischen Ereignisse hinzunehmen schien. Wahrscheinlich hatte er in seinem Leben schon vieles erlebt, das schlimmer war. *Schlimmer als der Tod seiner beiden einzigen Freunde.* Kelda fühlte einen Kloß in ihrem Hals und verwandelte sich in eine Krähe, um hoch auf den Heuboden zu Nyrcolas zu fliegen, welcher Rhys hinterhergeklettert war und irgendetwas im Stroh zu suchen schien.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Kelda, wieder in ihrer menschlichen Gestalt. »Hast du etwas verloren?«

»Nein, ich baue mir ein Bett«, sagte Nyrcolas. »Soll ich dir auch eins bauen?«

»Vielen Dank, aber das ist nicht nötig. Ich werde als Vogel schlafen und brauche dafür kein Bett.«

Nyrcolas hielt inne in seiner Arbeit, richtete sich auf und sah sie stirnrunzelnd an.

»Wieso schläfst du als Vogel? Kann man als Vogel besser schlafen als als Mensch?«

»Nicht wirklich«, sagte Kelda. »Aber es ist sicherer. Wenn ich mich in mehrere Vögel verwandle, kann ein Teil von mir schlafen, während der andere wach bleibt und aufpasst.«

»Das klingt sehr anstrengend«, seufzte Nyrcolas.

Keldas Mundwinkel zuckten.

»Ich habe mich daran gewöhnt.«

»Musst du aufpassen, dass die Eisaugen dir nicht weh tun?«

Kelda presste ihre dünnen Lippen zu einem Strich zusammen. »Haben die Eisaugen dir weh getan, Nyrcolas?«, fragte sie leise.

Irgendetwas veränderte sich bei der Frage in den Augen des Jungen. Waren sie zuvor freundlich und aufgeschlossen gewesen, neugierig und wissbegierig, so legte sich jetzt ein dunkler Schleier über das leuchtende Türkis seiner Iris. Er zuckte kurz mit den Schultern und wendete sich wieder dem Stroh zu. »Ich muss ein Bett bauen, es ist schon spät.«

Kelda nickte stumm, doch ihr Blick ruhte weiterhin auf dem Jungen: seine schmale Gestalt, das verfilzte, blonde Haar, die beinahe unsichtbaren, feinen Bartstoppel, die im goldenen Licht der Abendsonne, die durch die Dachluken der Scheune schien, hell aufblitzten. Nicht älter als siebzehn oder achtzehn würde sie ihn schätzen, wüsste sie nicht genau, wie alt er wirklich war, der menschliche Alterungsprozess nach dem Ende des Wachsens um ein Vielfaches verlangsamt durch die Magie, die durch seine Adern floss.

Schließlich musste sich Kelda abwenden. Aus den unzähligen Taschen ihres mehrlagigen, bodenlangen Rockes – manche Taschen sichtbar, manche unsichtbar, manche stinknormal und manche aus einer anderen Welt – holte die Maga ein paar schrumpelige Rüben, eine Flasche Wasser und eine



Orange. Sie legte alles neben Nyrco ins Stroh, murmelte etwas von »Abendessen« und sprang vom Heuboden. Noch in der Luft zerbrach ihr fallender Körper in fünf Elstern, die elegant mit weit ausgebreiteten Flügeln nach unten glitten. Zwei segelten aus dem Scheunentor hinaus und ließen sich nach zehnmütigem Kreisen oben auf dem Dach auf den beiden Enden des Firsts nieder, um über die Schlafenden zu wachen. Ein dritter Vogel flatterte hinauf in das Gebälk des Heubodens, von wo aus er Nyrcolas im Blick behielt. Die zwei übrigen Elstern suchten sich ein dunkles, geschütztes Eck, um zu schlafen.

Der wachsame Vogel auf dem breiten Holzbalken beobachtete, wie Nyrcolas sorgsam das Stroh flach aufeinander schichtete und es nach einer kurzen Suche mit einem alten, zerrissenen Leinensack bedeckte, welchen er in einer Kiste mit allerlei verrostetem Werkzeug gefunden hatte. Erst dann schien er das Essen zu bemerken. Er setzte sich auf sein Strohbett und trank etwas Wasser, bevor er leise nach Rhys rief. Es dauerte keine fünf Sekunden, da stob der dunkle, mal rot, mal violett schimmernde Drache aus einem Heuhaufen. Ein schlaffer Mäuseschwanz baumelte aus seinem Mundwinkel, als sich das Reptil kauend neben Nyrkos Füßen niederließ.



»Dir gefällt es hier, nicht wahr?«, fragte Nyrcolas den Drachen und begann, die Orange zu schälen.

Rhys hob den Kopf, der mittlerweile so groß war wie Nyrkos Unterarm lang, und sah den Jungen an.

»Hier draußen, meine ich. Außerhalb der Stadt, unserer Kanalisation. Du wächst ja schneller, als ich gucken kann!«

Rhys schnupperte an den Orangenschalen, die neben ihm auf den Boden fielen, und zuckte niesend zurück.

Nyrcolas seufzte. »Ich hoffe so sehr, dass deine Brüder und Schwestern auch rausgefunden haben und auf der anderen Seite der Mauer ein schöneres Leben führen als in Iantos. Vielleicht gibt es ja irgendwo mehr von den warmen Leucht-kugeln. Das wäre toll.«

Er drehte die halb geschälte Orange in der Hand, bis die ungeschälte Seite zu ihm zeigte. Sie erinnerte ihn an die leuchtenden Sonnen aus Glas, so groß wie Wassermelonen, die in dem unterirdischen Turm in Iantos' Kanalisation rings um den Wasserfall in den Boden eingelassen waren und nicht nur ihm jahrelang Licht und Wärme gespendet hatten, sondern auch den vielen kleinen Drachen, die sich dort pudelwohl fühlten und immer mehr wurden. Als er jedoch vor ein paar Wochen in die Kanalisation zurückgekehrt war, waren die Kugeln verschwunden – und mit ihnen die Drachen. Die Erinnerung an sein zerstörtes Heim machte ihn traurig und umso mehr das, was alles danach passiert war. Die Flucht vor den Eisaugen auf dem unterirdischen Fluss, das gruselige, doch zugleich faszinierende Zauberritual, das Ben und Kelda im Wald durchgeführt hatten, der schreckliche Kampf, bei dem Arcane, der Feuermann, ums Leben gekommen war, und schließlich Ben, nein: Niika. Niikas Seele, die auf einmal in ihm war und versuchte, ihn zu erdrücken. Doch Kelda hatte ihn gerettet.

Sie hatten es ihm erklärt, Ben und Arcane in der alten Fabrik und vorhin noch einmal Kelda auf dem Weg zur Scheune, und doch war es für Nyrcolas schier unmöglich zu begreifen, dass die Person, die er als Ben kennengelernt hatte, in Wahrheit Niika war, eine körperlose Seele, die sich Bens Körper gewaltsam angeeignet hatte, wie sie es am Ende auch

mit Nyrcolas' versucht hatte. Er sollte also nicht um Ben trauern und ihn vermissen, denn Niika war böse, doch Ben war immer sehr nett zu ihm gewesen, sein erster menschlicher Freund. Seine neue Familie. Und Ben hatte ihn mitnehmen wollen. Er hatte ihm beibringen wollen, wie man zauberte. War das alles gelogen gewesen? Hatte Niika nie vorgehabt, Nyrcolas zu helfen?

Nyrco ließ die Orange sinken und wischte sich die Tränen aus den Augen, doch es flossen sofort neue nach. Leise schluchzend vergrub er das Gesicht in seinen Händen. Sofort legte Rhys seinen Kopf auf Nyrcolas' Knie. Über ihm flatterte die Elster auf einen näheren Balken.

Vielleicht hätte er es vorher wissen müssen. Bens – Niikas – Monster war groß und stark gewesen und Nyrcolas hatte es nicht vertreiben können, auch wenn er es Ben zuliebe versucht hatte.

»Mach dir keine Sorgen, Rhys«, murmelte Nyrcolas, zog die Nase hoch und wischte sich das Gesicht an seinen Ärmeln trocken. »Mir geht es gut. Jetzt muss ich wenigstens keine Angst mehr vor den ganzen Monstern haben, solange wir im Wald sind, so weit von den Menschen entfernt. Kelda hat nämlich keins.«

Stirnrunzelnd schälte er die Orange zu Ende und schob sich zwei Stücke in den Mund. Wieder einmal fragte er sich: Wieso hatte Kelda kein Monster? Nicht jeder Mensch hatte ein Monster, doch die meisten schon. Auch wenn sie oft klein und schwach waren, war er kaum Menschen begegnet, die keins hatten, und noch nie jemandem wie Kelda, die selbst von Albträumen und den kleinen Schatten in Ruhe gelassen wurde. Noch viel verwirrender war, wieso er Kelda berühren konnte, ohne in ihrem Kopf zu landen, bombardiert von Ängsten, Erinnerungen und Schmerzen. Dass die

Albträume sie in Ruhe ließen, lag vielleicht daran, dass immer nur ein Teil von ihr schlief – und das als Vogel. Nyrcolas verputzte den Rest der Orange und wischte sich die klebrigen Hände an der Hose ab. Suchend sah er sich um und fand tatsächlich zwei Albträume, die in den immer dunkler werdenden Ecken und Winkeln der Scheune zusammen mit ein paar kleinen Schatten lauerten. Er hörte sie, hörte ihr hungriges Flüstern und gieriges Fauchen, doch so sehr sie auch schnüffelten und suchten, sie fanden keinen Schlafenden und verschwanden irgendwann wieder zwischen den Holzbalken und Strohhalmen. Wahrscheinlich würden bald noch mehr kommen, wenn die Sonne untergegangen und die Nacht hereingebrochen war, aber Nyrcolas beunruhigte das nicht. Manchmal schätzte er ihre Gesellschaft sogar. Letztendlich waren sie wie Tiere, die einfach ihren Instinkten folgten, und besonders die kleinen Schatten waren eigentlich sehr niedlich.

Versuchsweise biss er von einer der beiden Rüben ab, die Kelda ihm gegeben hatte, doch verzog schnell das Gesicht und würgte sie nur mit aller Mühe hinunter. Bildete er es sich nur ein oder sah ihn der Vogel vorwurfsvoll an?

»Kelda, warum sehen die Albträume dich nicht?«

Doch die Elster blickte ihn lediglich mit starren, pechschwarzen Augen an und zupfte mit ihrem Schnabel eine Feder zurecht. Nyrcolas wusste, dass sie ihn auch als Vogel verstand, so wie Rhys, doch vielleicht fiel es ihr schwerer, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Körper aufteilen musste. Er wollte sie am nächsten Tag noch einmal fragen, wenn sie wieder ein Mensch war.

Die Sonne war lange untergegangen, als Nyrcolas endlich zur Ruhe kam und die Augen schloss. Rhys hatte sich schon vor Stunden am Fußende von Nyrkos Strohbett zusammen-

gerollt, doch die Elster im Gebälk sowie die beiden auf dem Dach hielten bis zu den ersten Sonnenstrahlen am frühen Morgen Wache.



Keldas schlanke Finger schwebten eine Sekunde lang über Nyrcolas' Wange, dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter und rüttelte ihn leicht, bis er grunzte und blinzeln die Augen öffnete.

»Wir müssen weiter. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

»Noch ein paar Minuten«, brummte Nyrcolas und drehte Kelda den Rücken zu.

»Gut«, sagte die Maga und setzte sich auf einen Heuballen, von wo aus sie den Scheuneneingang im Blick hatte. Sie löste die Schleife, die ihren langen, geflochtenen Zopf zusammenhielt, und zog eine breite Bürste mit Wildschweinborsten aus einer ihrer Rocktaschen. Während sie ihre aschblonden Haare gründlich durchkämmte und von Knoten, kleinen Zweigen und einigen flauschigen Pappelpollen befreite, dachte sie darüber nach, welche Route sie weiter einschlagen sollten. Sie kannte sich in der Umgebung um Iantos nicht so gut aus, da sie wie die meisten Magi die Hauptstadt mied, und was Fußwege und Straßen betraf, war sie völlig ahnungslos. Sie würde immer wieder als Vogel vorausfliegen müssen, die Gegend erkunden, den besten Weg finden, um Nyrcolas zu leiten. Zumindest so lange, bis sie Allnau erreicht hatten, der nächstgelegene Ort, der einen Eingang zum *NoWer* besaß. Doch auch bis dorthin würden sie sicherlich mindestens einen Tag zu Fuß unterwegs sein. Nyrcolas tragen und fliegen, dafür fehlten ihr jetzt die Kräfte,

und ohne einen langen, erholsamen und vor allem vollkommenen Schlaf würde es einige Tage dauern, bis sie gestärkt genug war, um den Jungen länger als ein oder zwei Stunden am Stück tragen zu können, selbst mit Rhys' Hilfe.

*Wer wohnt hier in der Nähe? So nah an Iantos niemand ... Am nächsten wahrscheinlich Tarek in Mön. Ich könnte zu ihm fliegen, ihn um Hilfe bitten und zu Nyrcolas führen.*

Doch diesen Gedanken verwarf Kelda sofort wieder. Sie wollte Nyrco nicht so lange alleine lassen, denn sie waren noch immer viel zu nah an Iantos und seinen unzähligen Kontrolleuren. Zwar gab es in jeder Stadt und in jedem noch so kleinen Dorf mindestens einen, doch am gefährlichsten war es für Magi in der Hauptstadt. Außerdem hatten sie mittlerweile sicher die Toten entdeckt und ihre Kontrollen des Grenzwaldes verstärkt. Kelda konnte – durfte es einfach nicht zulassen, dass sie Nyrcolas in die Finger bekamen.

Als sie sich zu ihm umblickte, saß er regungslos auf seinem Strohbett und beobachtete sie. Kelda ließ die Bürste in den vielen Falten ihres Rocks verschwinden. Mit flinken Fingern flocht sie ihre langen Haare zu einem dicken Zopf und warf ihn über ihre Schulter nach hinten. Nyrcolas starrte sie noch immer an. Sie wollte gerade etwas sagen, als er den Blick von ihr abwandte und aufstand.

»Ich hatte gerade eine komische Erinnerung«, sagte er, doch noch bevor Kelda etwas antworten oder nachfragen konnte, war er vom Heuboden geklettert. »Ich geh Pipi machen!«, rief er und rannte aus der Scheune.

Kelda warf Rhys, der sich verschlafen im Stroh streckte, einen kurzen Blick zu und er flog dem Jungen hinterher.